



Vorwort

„Gerade weil die Erwartungen der Gesellschaft an die Wissenschaft steigen, sollte ihr Unterschied zur Gesellschaft und auch das Interagieren mit ihr als Teil wissenschaftlicher Bildung vermittelt werden“ (Rohe, 2017, S. 9).

Mein Studium und der damit entstandene Kontakt zur Wissenschaft waren mehr von Interesse als von Verpflichtungen geprägt, was dazu führte, dass ich eine große Freude bei der Beobachtung und Untersuchung von mir Unbekanntem empfand und das nach wie vor tue. Wenn man als Forscher Resultate erzielen möchte, wurde mir schnell klar, dass neben einer angemessenen Portion Fleiß der Verantwortungsgrad in Bezug auf die Adressaten eine zunehmende Rolle spielt, denn die Erkenntnis alleine nützt wenig ohne ihren Bekanntheitsgrad. Im Zuge dieser Erkenntnis bedeutet für mich wissenschaftliches Arbeiten nicht nur die persönliche Wissensaneignung und deren schriftliche Fixierung, sondern auch deren Vermittlung an eine mündige Gesellschaft. Diese Transparenz soll nicht nur interessierte Menschen ansprechen, sondern auch argumentativ geführte Überzeugungsarbeit leisten, welche stets kritisch betrachtet werden darf und auch soll. Die Wissenschaft ist für mich ein Entwicklungsfaktor menschlicher Gesellschaft und fördert diesbezüglich den Menschen als Person insofern, dass er sich durch sie bilden und diesen Mehrwert anschließend verkörpern kann. Dieser Prozess ist im Gegensatz zu seiner Verschriftlichung ein kontinuierlicher, der in den meisten Fällen unter Einwirkung anderer Menschen geschieht. Diesen Menschen möchte ich in diesem Vorwort meine Danksagungen aussprechen.

An erster Stelle möchte ich meinem Doktorvater Prof. Dr. Harald Lange für seine fachliche Betreuung, die vielen Gespräche und das Vertrauen, das er mir entgegengebracht hat, danken. Des Weiteren bin ich Herrn Priv. Doz. Dr. Dr. Christoph Raschka zu Dank verpflichtet, da er sich so schnell und bereitwillig zur Übernahme der Zweitkorrektur verpflichtet hat. Ein großer Dank gebührt meinem geschätzten Kollegen Dr. Gabriel Duttler, der ebenfalls viel Zeit und Arbeit in dieses Projekt gesteckt hat. Ebenso möchte ich mich bei Thorsten Erle bedanken, der mir tatkräftig bei dem psychologischen Teil der Untersuchung fachkundig zur Seite stand. Mein Dank gilt auch Verena Oberst

und Stefan Kraatz, die im Anfangsstadium der Studie viel Vorarbeit geleistet hatten.

Mein besonderer Dank gilt jedoch meinem Vater Andreas Petko und meiner Kollegin Lisa Arndt, welche mir die ganze Zeit über unterstützend und verständnisvoll zur Seite standen.



1. Einführung

„Der mutmaßliche Täter soll Sportschütze sein, doch die örtlichen Schützenvereine betonen, er sei dort kein Mitglied“ (Bayerischer Rundfunk, 2015). So lautete der Verdacht der lokalen Behörden in Tiefenthal bei Leutershausen nach einem Amoklauf eines 47-jährigen Mannes am 10.07.2015. Anders wäre der Mann schließlich nicht an die Waffe gekommen. Tatsächlich ist das Augenmerk der Presse und auch der Öffentlichkeit bei derartigen Taten vornehmlich auf Schützenvereine gerichtet, so beispielsweise eine Reaktion in einem Internetforum auf einen Pressebericht zum obigen Fall: „Schützenvereine sind Mordausbildungsinstitutionen und gehören verboten genau wie Waffen auch“ (ebd.). Ein solcher Umgang mit der Sportschützenthematik ist kein Einzelfall, denn immer wieder melden sich „böse“ Stimmen gegen den Schützensport.

Das Wort Schießen wird im alltäglichen Leben schnell mit Begriffen wie Gewalt, Aggressivität, Terror und Amok in Verbindung gebracht und der nach Katastrophen latent mitschwingende Vorwurf, Schießen wirke gewaltsteigernd auf den Menschen, wird gegebenenfalls verfrüht aufgegriffen¹, teils unsachlich behandelt und entzieht sich in den meisten Fällen jeglicher Empirie (vgl. Hoffmann et al., 2009). Begrifflichkeiten wie „Amok“ gehören mittlerweile zum alltäglichen Wortschatz (vgl. Elstermann & Buchwald, 2009). „Die vielfältige Verwendbarkeit des Begriffs „Amok“ wird dadurch begünstigt, dass er weder sozialwissenschaftlich noch kriminologisch oder strafrechtlich eindeutig definiert ist“ (Scheithauer & Bondü, 2008, S. 8), jedoch in Anbetracht des internationalen Klassifikationssystems ICD-10 der Weltgesundheitsorganisation (WHO) auf einen Nenner gebracht, einen negativ assoziierten Bezug zu Gewalt mit mörderischen oder destruktiven Charakter einnimmt (vgl. Haller, 2013). Demzufolge kann im Volksmund die Assoziation zu „Opfer“, „Mord“ oder „Massaker“ schnell und unreflektiert begünstigt werden. In Anbetracht dieser Sichtweise kommt hinzu, dass der Gesellschaft durch multimediale Kommunikati-

¹ „Aggression is part of human nature [...] Even though aggression is an innate component of all human societies, societies vary in degree of acceptance and condemnation of aggressive acts“ (Naylor, 2012, S. 64).

onswege oft keine objektiven, sondern selektierte, nach Sensationslust orientierte Informationen vermittelt werden (vgl. Kahr, 2016), wodurch ein stereotypisches Bild des Amokläufers² (vgl. Scheithauer & Bondü, 2008), in diesem Fall jenes des Sportschützens, suggeriert wird. Die Problematik erschließt sich demzufolge schon aus der Berichterstattung, welche per se eine sachlich nüchterne Wiedergabe des Realitätsverlaufs darstellen sollte (vgl. Robertz & Kahr, 2016a) und obwohl 74% aller Journalisten ein solches Selbstverständnis haben (vgl. Weischenberg et al., 2006), sehen sich journalistische Berichtersteller mit dem „Zwang zur Selektion“ (Robertz & Kahr, 2016b, S. 15) konfrontiert. Dieser Zwang ergibt sich aus dem Erwartungsdruck der Öffentlichkeit (vgl. ebd., S. 2), sodass „[d]ie Qualität der Berichterstattung [...] nicht danach beurteilt [wird], ob sie ‚wahr‘ oder ‚richtig‘ ist, sondern danach, ob sie glaubwürdig, plausibel und nützlich ist“ (Brosius und Esser, 1995, S. 35). Nützlich meint in diesem Kontext vor allem die Absatzfähigkeit des fixierten Textes und damit die Reichweite des journalistischen Materials. Nach der alten Devise *bad news are good news* (vgl. Galtung & Ruge, 1965) wird in der Berichterstattung oft stark emotionalisiert, umso mehr Adressaten zu gewinnen (vgl. Hestermann, 2011). Die Fälle von Emsdetten (2006), bei dem der Täter als eine „düstere Identifikationsfigur für vulnerable Jugendliche“ (Kahr, 2016, S. 69) dargestellt wird und Winnenden (2009), worin es sich bei „derartigen Gewalttaten um eine feste Größe im Schuldiskurs, mit der man alle paar Jahre rechnen müsse“ (ebd., S. 75) handelt, stehen exemplarisch für diese These.³ In diesen Fällen wird der Adressat auf den Täter und dessen Handlungsmotive in eine bestimmte Richtung emotional fixiert, sodass ebenso stark vorschnell emotional reagiert anstatt rational in der Öffentlichkeit darüber reflektiert wird. Ergo verwundert es nicht, dass die Relevanz wissenschaftlicher Aspekte dies-

² Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wurde auf eine doppelte Ansprache für beide Geschlechter verzichtet und sich auf die männliche Form beschränkt und enthält keine Wertung.

³ Am 20. November 2006 beging ein 18-Jähriger an seiner ehemaligen Schule, der Geschwister-Scholl-Realschule in Emsdetten (Nordrhein-Westfalen) einen Amoklauf, bei dem sieben Personen durch Schusswaffen verletzt wurden und über 30 weitere einen Schock erlitten oder Opfer einer Rauchvergiftung wurden. Der Amokläufer beging anschließend Selbstmord.

Am 11. März 2009 verübte ein 17-Jähriger an seiner ehemaligen Schule, der Albertville-Realschule in der Nähe von Winnenden, einen Amoklauf, bei dem er im Verlauf seiner mehrstündigen Flucht insgesamt 15 Menschen mit einer Schusswaffe tötete. Elf weitere Menschen wurden verletzt. Der Täter beging schließlich Selbstmord.



bezüglich vernachlässigt oder gar ignoriert wird (vgl. ebd.). Besonders in jüngster Zeit ist zu beobachten, dass Online-Medien und dessen Nutzung zunehmend prosperieren (vgl. Zahnpfennig, 2016), was zur Folge hat, dass die Berichterstattung quantitativ floriert, in Relation jedoch qualitativ bezüglich wissenschaftlichen Anspruchs wenig Beachtung erfährt (vgl. Westphal, 2013). Dies macht sich auch im Journalismus bemerkbar (vgl. Bosco, 2016).

Der Deutsche Schützenbund (DSB) wird regelmäßig aufgrund des Waffenkontextes von journalistischen Medien denunziert. Die Konsequenz ist eine Debatte, die beiderseits auf emotionalem Weg mit starkem Inkriminierungscharakter geführt wird. Jüngstes Beispiel ist der von Roman Grafe verfasste Artikel zur Waffenrechtsdebatte „Aus Sport wird eben doch Mord“⁴, publiziert am 29. Dezember 2015 im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ). Grafe pointiert darin die Gefahr des Besitzes und des erlernten Umgangs mit Sportwaffen: „Nichts aus den Massakern gelernt: Mehr als 200 Menschen wurden in den vergangenen Jahren mit Waffen deutscher Sportschützen getötet“ (Grafe, 2015). Seine Aussage wird mit visuellem Material akzentuiert (siehe Abb. 1):

⁴ Originalartikel einsehbar unter: http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/unzureichendes-waffenrecht-aus-sport-wird-eben-doch-mord-13986021-p3.html?printPagedArticle=true#pageIndex_3 (abgerufen am 11.06.2016).

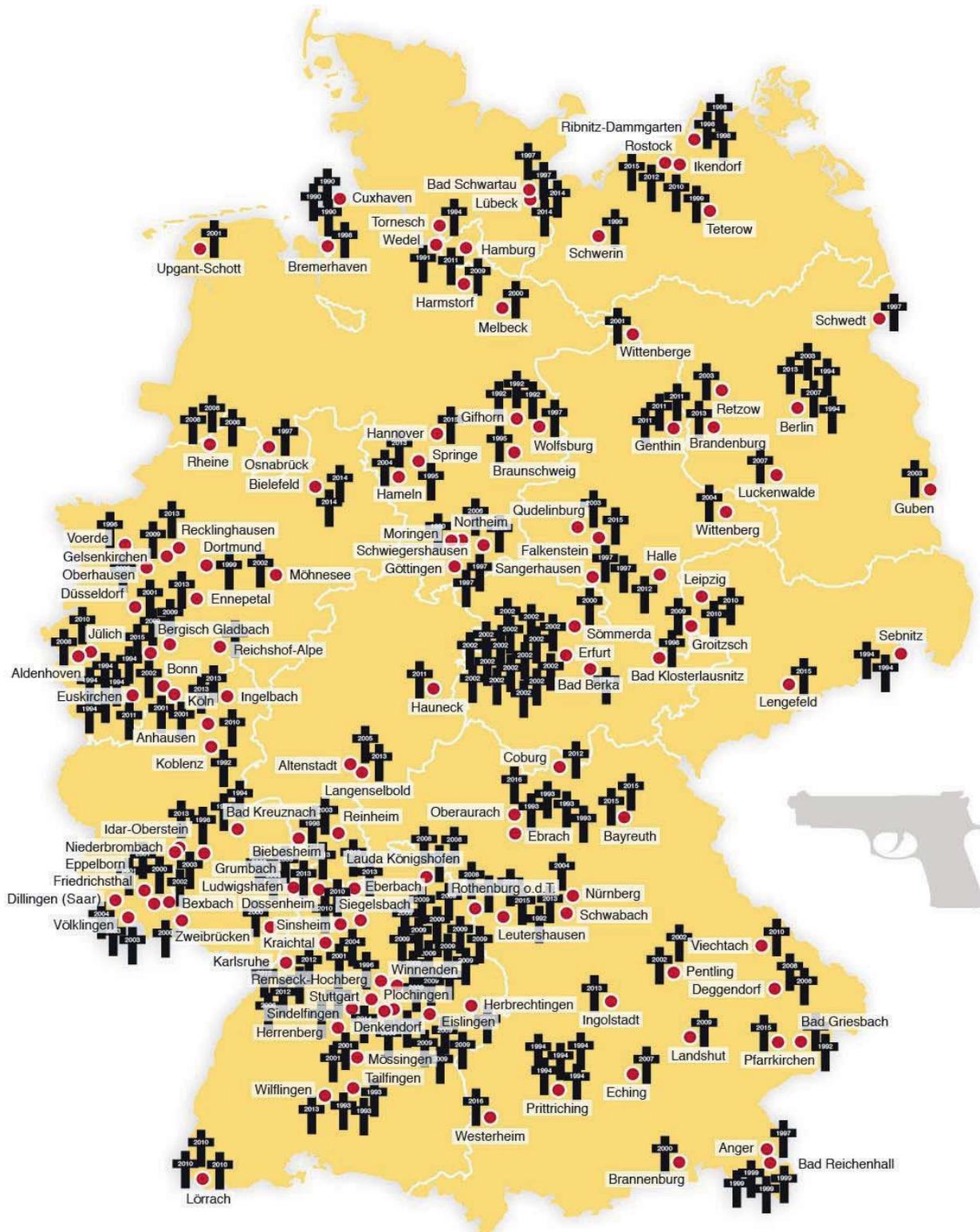


Abbildung 1. Opfer getötet durch Schusswaffen von Sportschützen 1990 bis 2017 ohne Suizide (Grafe, 2015)



In einem offenen Brief⁵ an die Herausgeber der FAZ, der vom DSB-Präsidenten Heinz-Helmut Fischer und DSB-Vizepräsidenten Jürgen Kohlheim unterzeichnet ist, tritt das Präsidium des Deutschen Schützenbundes den Darstellungen des Autors entgegen, indem sie postulieren, bei den inhaltlichen sowie statistischen Aussagen handle es sich um Wahrheitsverzerrung. Die Aussagen seien „sachlich falsch [...] und von reißerischem Populismus“ (DSB, 2016) gezeugt.

Dem Leser ist demnach der Zugang zur Wahrheit sehr schwierig, weil oft, wie in diesem Fall, Aussage auf Aussage trifft. An dem Punkt, an dem mediale Tradierung nicht mehr der Aufgabe gerecht werden kann, Missstände, welche die Gesellschaft betreffen, aufzuklären (vgl. Kahr, 2016), ist wissenschaftliche Kompetenz gefragt. Unter dieser Kompetenz versteht die deutsche Philosophin Elisabeth Ströker „die Suche nach Wahrheit als grundlegende Bedingung wissenschaftlichen Forschens“ (1994, S. 423). Dieser Anspruch an die Wissenschaft ist tendenziell richtig, jedoch aus gesellschaftlicher Erwartungshaltung heraus wirklichkeitsfern, da wissenschaftliches Wissen sich kontinuierlich erweitert oder ändert und damit besser als „Vermutungswissen“ (Rost, 2012, S. 31; erstmals Popper, 1984, S. 258) betrachtet werden sollte⁶. Gerade diese Feststellung sollte Anlass zu einem Wissensdurst und zu einer ganzheitlichen wissenschaftlichen Herangehensweise im Sinne eines kritischen Reflexionscharakters animieren.

Die geschilderte Problematik des DSB ist Anlass genug, um verstärkt ein bisher kaum berücksichtigtes sportartspezifisches Feld der Bildungsforschung wissenschaftlich reflektiert zu fokussieren: Welchen Bildungswert hat die Arbeit des Deutschen Schützenbundes und wie wirkt sie sich auf die in Schützenvereinen tätigen Sportler aus? Zu diesen Fragen gibt es zahlreiche Mei-

⁵ Stellungname im Original einsehbar unter: <http://www.dsb.de/aktuelles/meldung/6163-Deutscher-Schuetzenbund-wehrt-sich-gegen-Artikel-in-der-FAZ/> (abgerufen am 11.06.2016).

⁶ „Jeder [...] in der Wissenschaft weiß, dass das, was er gearbeitet hat, in 10, 20, 50 Jahren veraltet ist“ (Weber, 1951, S. 576).

nungen und Mutmaßungen, aber nur wenige wissenschaftliche Untersuchungen. Die Annäherung an eine Responion dieser Fragen wirft ein Spannungsfeld auf, welches sich zu beleuchten lohnt.

Diese Forschungsarbeit versucht zunächst eine Annäherung an das Thema über theoretische Bezüge (Kapitel 2), worin die Besonderheit des Schießsports unter phänomenologischen Aspekten betrachtet wird. Mit bildungspädagogischen Grundlagen soll die Konkretisierung der Forschungsfragen unter Berücksichtigung des aktuellen Forschungsstands (Kapitel 3) ein Zugang zum methodischen Untersuchungsablauf liefern (Kapitel 4). Der Untersuchungsablauf (Kapitel 5) und die Ergebnisse sollen die Basis für eine bildungspädagogische Trainingskonzeption schaffen (Kapitel 6). Kapitel 7 beschäftigt sich schließlich kritisch mit der methodischen Vorgehensweise, bevor abschließend in Kapitel 8 ein perspektivischer Ausblick gegeben wird.



2. Theoretische Bezüge und Grundlagen

Das Gewaltthema ist als gesellschaftliches Diskursmotiv nicht mehr wegzu-denken und rangiert im begrifflichen Sprachkontext als allgegenwärtig. Gewalt - in welcher Form auch immer - hat es schon immer gegeben und wird es immer geben, ob in der Sprache, in zwischenmenschlichen Interaktionen, in den Medien, in der Schule, im Sport etc.

„Although aggressive behavior is socially highly undesirable, it is prevalent in contemporary societies as well as human history and media portrayals of human interactions“
(Banse et al., in Druck, S. 2).

Die Aufgabe dieses Kapitels ist es nicht, den Begriff der Gewalt zu thematisieren, sondern sich von ihm zu distanzieren, um den Ansprüchen einer wissenschaftlichen Arbeit nachzukommen. Diese Ansprüche sollen nicht definitorisch simplifiziert werden, wie Krämer dies bewusst tut, in dem er wissenschaftliches Arbeiten als „systematische und nachvollziehbare Befriedigung von Neugier“ (2009, S. 14) vereinfacht darstellt. Vielmehr wirft die Beantwortung oder der Versuch der Beantwortung wissenschaftlicher Fragestellungen weitere Fragen auf, sodass die Neugier nicht befriedigt, sondern genährt wird. Somit lassen sich wissenschaftliche Fragestellungen „in einen unendlichen Forschungs- bzw. Theoriegenerierungsprozess⁷ verorten“ (Zimlich, 2010, S. 41).

Demzufolge setzt sich diese Arbeit nicht die Aufgabe, Fragen mit dogmatischen Aussagen zu beantworten, sondern einen Diskurs in Gang zu bringen, um gesellschaftliche, von Emotionen getragene Themenfelder, realitätsnah und objektiv zu analysieren. Jede wissenschaftliche Untersuchung sollte und muss wissenschaftlichen Anforderungen genügen, um als solche bezeichnet zu werden (vgl. Disterer, 2014). Diese Selbstanforderung wird als *Redlichkeit* bezeichnet.

„Wissenschaft gründet auf Redlichkeit. Diese ist eines der wesentlichen Prinzipien guter wissenschaftlicher Praxis und damit jeder wissenschaftlichen Arbeit. Nur redliche Wissenschaft kann letztlich produktive Wissenschaft sein und zu neuem Wissen führen. Unredlichkeit hingegen gefährdet die Wissenschaft. Sie zerstört das Vertrauen der Wissen-

⁷ „Theorie wird dementsprechend verstanden als fortlaufender Prozess der Theoriediskussion und -modifikation. Sie bietet in dieser Hinsicht weniger Lösungen von Problemen und gibt eigentlich keine abschließenden Antworten, sondern liefert komplexere Konzepte, die gerade dazu dienen, neue Fragen und Probleme zu formulieren, über die es wert ist nachzudenken und deren Analyse so überhaupt erst möglich wird“ (Berg & Milmeister, 2008, S. 9)

schaftlerinnen und Wissenschaftler untereinander sowie das Vertrauen der Gesellschaft in die Wissenschaft, ohne das wissenschaftliche Arbeit ebenfalls nicht denkbar ist.“ (DFG 2013, S. 8)

Der erste gedankliche Prozess, der stattfinden muss, bevor das eigentliche Thema dieser Arbeit beleuchtet wird, ist die kritische Distanzierung der Gewaltthematik vom sportartspezifischen Charakter des Schießsports. Kritisch insofern, da Gewalt und der damit verbundene Aggressionsbegriff durchaus einen hohen Stellenwert in dieser wissenschaftlichen Auseinandersetzung erfahren, jedoch ohne der von den Medien oft propagierten und negativen Konnotation von Aggression.

2.1 Phänomenologische Bezugspunkte des Schießsports

Wirft man einen Blick auf die historische Entwicklung des Sports, stellt man fest, dass Sport sich im Laufe der Zeit nicht nur im qualitativen Sinne verändert, sondern vor allem im quantitativen Sinne gesteigert hat. Jagen und Reiten waren Sportarten, die im 18. Jahrhundert nur der gehobenen gesellschaftlichen Schicht angedacht waren (vgl. Nagel, 2003). Das Bürgertum etablierte sich Mitte des 19. Jahrhunderts: Fußball, Tennis und Leichtathletik sind exemplarische sportliche Spielformen dieser Entwicklung (vgl. Nagel, 2003; Marschik, 2009). Nach dem zweiten Weltkrieg kam es zu einer gesundheitlichen Expansion und Pluralisierung des Sports, der damit zu einem „generations- und geschlechtsübergreifenden Phänomen“ avancierte (Rohrer & Haller, 2015, S. 59). Sportaktivität, Sportorte und Sportinteressen extensivierten sich, neue Sportarten entwickelten sich; Sport ist mittlerweile trendig geworden, so dass Trendsportarten Hochkonjunktur haben (vgl. Balz & Bindel, 2010; Mittag & Wendland, 2015). Klein geht noch einen Schritt weiter und spricht von der „Globalisierung von Bewegungspraktiken“ (Klein, 2015, S. 133). Dies ließe den entwicklungstheoretischen Schluss zu, dass „Sport heute einen Freiraum darstellt, in dem jedem Individuum alles offen steht“ (Rohrer & Haller, 2015, S. 60). Letztendlich stellt jedoch eine derartige Aussage eine Scheinpraxis dar, dessen sich Rohrer und Haller durchaus bewusst sind und die Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis betonen (vgl. ebd.).